mit dem Fernsehen fast schon pathologisch zu nennen ist. Zugleich findet hier auch ein Wechsel der Extreme statt: Aus Vielsehern werden Vielleser. Auch der Anteil der Raucher ist im Vergleich zu den ersten beiden Gruppen höher. Einen drastischen Einblick in die Vorgeschichte dieser Lebensweise liefert das folgende Beispiel. Es beschreibt das Ende eines Fernsehapparats: „Ich hab dann angefangen, hab ihn noch mal angemacht, und es war gerade auch noch eine von den Sendungen, die ich gerne gucke. Ja, und dann den wirklich ausschalten, Stecker raus, und dann hinten die Rückwand abzuschrauben und auseinander zu nehmen, und systematisch die Platine mit der Zange abbrechen, jedes Teil einzeln, klack, klack, klack, ihn richtig auseinander zu nehmen, und es ging mir saugut dabei!“ (S. 168) Ob der Betreffende diesen Akt der Befreiung mittlerweile schon wieder bereut hat, ist nicht bekannt. Aber die Gefahr eines „Rückfalls“ ist insbesondere in dieser Gruppe gegeben. Die Erleichterung ist zunächst groß, aber das Medium hat in der bisherigen Biografie Spuren hinterlassen, die noch nicht verschwunden sind.

Diese knappen Porträts verdichten die sehr detaillierten Erzählungen und Zusammenfassungen, die Sicking seinen Fallbeispielen hinzufügt. Wirklich überrascht wird man durch die meisten Befunde nicht. Man antizipiert sehr schnell den Inhalt der zahlreichen Selbstbeschreibungen. Die originären Beschreibungen sind insofern nicht so originell, dass sie den Leser auf ein unbekanntes Terrain führen. Das Medium wird vielfach zum Opfer von Klischees, die der eingangs angesprochenen Differenzierung keinen Raum geben. In der Übertreibung mag hier die Befriedigung für die Untersuchungsteilnehmer liegen.

Sicking selbst spricht am Ende von einer „eklatante[n] Wissenslücke in der kommunikationswissenschaftlichen Zuschauerforschung“ (S. 235), die durch seine Untersuchung geschlossen werden konnte. Nur zwei Seiten vorher heißt es aber auch: „Die Erkenntnisse der bisherigen bundesdeutschen Nichtfernseherforschung zu den Motiven für eine fernsehfreie Lebensführung und den daraus resultierenden Konsequenzen erfuhren dabei im wesentlichen eine Bestätigung.“ (S. 233) Was also sind die Befunde, die das Schließen der Lücke bewirkt haben? Nach Sicking ist es vor allem die Typologie – und damit die differenzierte Betrachtung der Nichtseher –, die in Zukunft mehr Beachtung finden muss. Hinzu kommt das trotz Differenzen bestehende gemeinsame Merkmal von Aktivität und Engagement, das alle befragten Personen aufweisen. Der insgesamt gut formulierten Arbeit und gut dokumentierten Vorgehensweise ist es gelungen, einen Leitfaden zu präsentieren, der sich wohl auch in einem größeren, standardisierten Rahmen einsetzen lassen kann. Vielleicht wird dann noch deutlicher, in welchen Bereichen die Wahrnehmung und Beurteilung dieses Themas nicht einem vermeintlichen Vertrautheitswissen zum Opfer fällt.

Michael Jäckel

G. Christine Müller

Der europäische Fernsehabend

Köln: Halem, 1999. – 100 S.

ISBN 3-931606-29-5

Der europäische Fernsehabend von G. Christine Müller ist im Rahmen des über sechs Jahre laufenden Sonderforschungsbereichs Bildschirmmedien (Universität Siegen) als ein Ergebnisband des Teilprojekts *Fernsehen und neue Medien im Europa der 90er-Jahre* entstanden. Vorgestellt wird ein europäischer Programmstrukturvergleich mit Daten aus dem Jahr 1995. Untersucht wurden aus sechs europäischen Ländern (Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Italien, Spanien und Ungarn) jeweils zwei öffentlich-rechtliche und zwei private Fernsehprogramme mit nationaler Verbreitung. Die ausgewählten Sender waren für Deutschland ARD, ZDF, RTL und SAT.1, für Großbritannien BBC1, BBC2, ITV und Channel 4, für Italien RAI1, RAI2, Canale 5 und Italia 1, für Frankreich FR2, FR3, TF1 und M6, für Spanien TVE1, LA2, Tele5 und Antenna3, für Ungarn MTV1 MTV2, SZIV TV und TV3. Untersucht wurden diese Programme über zwei natürliche Wochen im Oktober 1995, jeweils beschränkt auf eine einheitliche Prime Time von 19.00 bis 23.00 Uhr. Grundlage der Programmcodierung waren Programmzeitschriften aus den jeweiligen Ländern. Erfasst wurden daraus die Merkmale Titel des Beitrags, Sender, Ausstrahlungsdatum, Sendebeginn, Dauer, nationale Herkunft (Eigen-/Fremdproduktion), Unterscheidung zwischen unterhaltenden/ernsthaften Sendungen, Zusatzinformationen zur Sendung und Sendungscode (hierarchisch abgeleitete Programmkategorien des Fiction- und Non-Fiction-Angebots).

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2000-1-121 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Folgt man dem Aufbau des Buches, so werden nach Vorwort und Einleitung (5 S.) im anschließenden Methodenkapitel (13 S.) die zentralen Fragestellungen und das Analyseinstrument beschrieben. Eine über die Definition der Prime Time hinausführende theoretische und methodische Diskussion der Untersuchungsdimensionen, aus der einerseits die Gemeinsamkeiten, andererseits die Unterschiede zu anderen Programmanalysen deutlich werden, findet dabei nicht statt. Den medienstrukturellen, politischen und medienrechtlichen Hintergrund des Programmstrukturvergleichs liefert das anschließende Kapitel über die Entwicklung der Rundfunksysteme in den sechs ausgewählten Ländern (18 S.). Hier werden im Wesentlichen die im Internationalen Handbuch für Hörfunk und Fernsehen des Hans-Bredow-Instituts von 1996/97 enthaltenen Kapitel über die betreffenden Länder in Kurzform referiert. Am Ende erscheint eine Tabelle (die einzige im Buch) mit den ausgewählten Fernsehprogrammen. Die Untersuchungsergebnisse bilden den Hauptteil des Buches (42 S.). Den Analysedimensionen und Programmkategorien folgend, werden die insgesamt 24 Programme aus den sechs europäischen Ländern in ihren quantitativen Anteilen verglichen. Dieser Vergleich wird in insgesamt 14 Abbildungen (Säulen- und Kuchendiagramme) dargestellt. Man gewinnt dabei einen schnellen Überblick über die wesentlichen Strukturmerkmale, in denen sich die Fernsehprogramme der Länder unterscheiden. Eine zusätzliche Datendokumentation, z. B. Tabellen, aus denen sich die absoluten Werte der dargestellten Prozentanteile bei wechselnden Bezugsgrößen entnehmen ließen, gibt es leider nicht. Im Schlusskapitel (9 S.) werden die empirischen Befunde zusammengefasst und unter medienpolitischen Aspekten interpretiert, wobei insbesondere die eingangs erwähnten Fragestellungen der drei Vergleiche, öffentlich-rechtlich vs. privat, Nordeuropa vs. Südeuropa und Westeuropa vs. Osteuropa wieder aufgegriffen werden. Die Literaturliste enthält 64 Titel, von denen 20 im Text des Buches zitiert werden.

Betrachtet man die Studie als Beitrag, wichtige europäische Fernsehländer in einer Momentaufnahme vor dem Hintergrund der verschiedenartigen nationalen Fernsehsysteme zu beschreiben und zu interpretieren, muss der zurückliegende Untersuchungszeitraum von 1995 gar nicht nachteilig sein. Denn beim Defizit an vergleichenden europäischen Fernsehprogrammanalysen kann jeder Zeitraum informativ sein, wenn er dazu beiträgt, über die Sprachbarrieren hinweg Europas wichtigste Fernsehländer in einigen zentralen Charakteristika kennen zu lernen.

Mit ihren Analysekategorien kommt G. Christine Müller zu dem Befund, dass zwar in allen sechs Ländern leichte unterhaltende Angebote gegenüber den ernsten Angeboten überwiegen, dabei jedoch ein Nord-Süd-Gefälle festzustellen sei: Im Anteil ernster sowie anspruchsvoller Angebote unterscheiden sich Deutschland und Großbritannien am deutlichsten von Spanien und Italien. Die herausgehobene Rolle Deutschlands und Großbritanniens unter den sechs europäischen Ländern zeigt sich auch in anderen Aspekten. So weisen in Deutschland die Fernsehprogramme im Durchschnitt mehr Eigenproduktionen auf als in anderen Ländern. Bei der Gegenüberstellung von Fiction und Non-Fiction erscheinen die kommerziellen Programme aller Länder tendenziell stärker fictionorientiert als die öffentlich-rechtlichen Programme. Wesentliche Unterschiede zeigen sich allerdings bei der Herkunft der Fictionsendungen: In Deutschland und Großbritannien überwiegen die Eigenproduktionen, in den anderen Ländern die Fremdproduktionen. Dies hat möglicherweise dazu beigetragen, dass die Befürchtungen vor einer amerikanischen Dominanz in Deutschland geringer ausgeprägt waren als etwa in Frankreich, Italien oder Spanien. Sehen die einen den internationalen, vor allem den US-Programmmarkt, als kulturelle Bedrohung, nutzen ihn andere, wie am Beispiel Ungarns gezeigt wird, als willkommene Chance, nicht nur den privaten, sondern auch den öffentlich-rechtlichen Programmbedarf damit kostengünstig zu decken. Im Vergleich der Länder hinsichtlich unterhaltender versus ernsthafter Anteile ihres Non-Fiction-Angebots gibt es außer den Unterschieden zwischen den Ländern vor allem erhebliche Unterschiede zwischen den mehr ernsthaft orientierten öffentlich-rechtlichen und den unterhaltungsorientierten kommerziellen Programmen in Deutschland. In einem weiteren Schritt der Programmdifferenzierung nach den Kategorien Spiel- und Fernsehfilme, Serien, Berichterstattung und Dokumentationen, Magazine, Sport, Shows und andere spiegeln sich die schon in anderen Programmanalysen aufgezeigten Profilunterschiede zwischen öffent-

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2000-1-121 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lich-rechtlichen und privaten Programmen wider, die hier im größeren Anteil an Berichterstattung und Dokumentation sowie Magazinen bei den öffentlich-rechtlichen und Serien, Spielfilmen und Shows bei den privaten Sendern zu Tage treten. Allerdings trifft die Präferenz für Informationsangebote nicht für alle öffentlich-rechtlichen Programme aller Länder in gleicher Weise zu wie in Deutschland.

In der Zusammenfassung interpretiert G. Christine Müller die Befunde aus ihren Daten im Hinblick auf die Programmstrategien, die die öffentlich-rechtlichen Sender in den einzelnen Ländern gewählt haben, um sich im dualen System gegen die Konkurrenz kommerzieller Sender behaupten zu können. In Deutschland, so die Studie, unterscheidet sich das öffentlich-rechtliche Programm einheitlich durch ein größeres Informationsangebot und größere thematische Vielfalt von den privaten Programmen. In Großbritannien orientieren sich alle Sender tendenziell am Profil öffentlich-rechtlicher Programme. In den anderen Ländern dagegen spaltet sich das öffentlich-rechtliche System. Während eines der beiden öffentlich-rechtlichen Programme am öffentlich-rechtlichen Profil orientiert bleibt, orientiert sich das andere tendenziell am Profil der privaten Programme. Offenbar findet dort eine partielle Anpassung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks an den privaten Rundfunk statt, die es in Ländern mit starker öffentlich-rechtlicher Tradition und solider Finanzierungsbasis so nicht gegeben hat. Der europäische Fernsehmarkt, so die Studie, wird weitgehend von den unterschiedlichen nationalen Rahmenbedingungen geprägt. So kommt es, dass die Gemeinsamkeiten zwischen den europäischen Fernsehprogrammen weniger europäisch, sondern mehr durch US-Importe und Übernahmen erfolgreicher amerikanischer Programmkonzepte geprägt sind. Auch hierin zeigt sich ein Beleg für die europäische Vielfalt. Nach solchen Befunden stellt sich am Ende des europäischen Fernsehabends für die Autorin die Frage, ob es nicht sinnvoll und überfällig sei, den öffentlich-rechtlichen Grundversorgungsauftrag in die gesamteuropäischen Fernsehrichtlinien aufzunehmen, um die europäische Identität auf dem Fernsehsektor zu stärken.

Die Studie behandelt ein Thema, das komplex und facettenreich ist. Auch wenn die Darstellung in den einzelnen Kapiteln in mancher Hinsicht zu kurz geraten ist und sowohl der Zugang zur Datenbasis als auch die Verknüpfung der Ergebnisse mit Befunden aus anderen Analysen unterbleibt, bietet sie auf anschauliche Weise einen Einstieg in die noch wenig zusammenhängend dargestellte europäische Fernsehprogrammlandschaft. Wer sich intensiver mit den angesprochenen Fragen befassen will, findet die Beschreibung der europäischen Rundfunksysteme ausführlicher im Bredow-Handbuch und eine Fülle von Programmdaten in der von André Lange seit 1994 jährlich für das Statistische Jahrbuch des Council of Europe (Europäische audiovisuelle Informationsstelle in Straßburg) aufbereiteten Fernsehprogrammstatistik europäischer Länder.

Udo Michael Krüger

Klaus Merten

Gewalt durch Gewalt im Fernsehen?

Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1999 – 287 S.

ISBN 3-531-133977-7

Nicht nur fürs Fernsehen, aber für es im besonderen Maß, ist wiederholt die Frage diskutiert oder oft genug auch dramatisiert worden, ob und wie seine brutalen Inhalte reale Gewalt erzeugen, also gewaltbereite Einstellungen hervorrufen oder zumindest unterstützen oder gar zu Gewalthandlungen anleiten. Keine andere Frage der Fernsehwirkung dürfte so intensiv und widersprüchlich traktiert, aber auch mit unhaltbaren Behauptungen überfrachtet worden sein – M. Kunczik sprach schon 1994 von mehr als 5.000 Studien weltweit –, aber kaum eine andere Frage ist weiterhin so umstritten. Zuletzt (und womöglich auch letztmalig) entzündete sie sich hierzulande an den Programminhalten der privatkommerziellen Fernsehsender, nachdem eine künstliche Programmwoche von Groebel/Gleich[1] im Auftrag der Landesmedienanstalten Anfang der 90er-Jahre untersucht worden war. Die inkriminierten Sender retournierten sogleich und beauftragten den Münsteraner Kommunikationswissenschaftler Klaus Merten und sein damaliges Institut Comdat gewissermaßen mit „Gegenstudien", die prompt für die Auftraggeber positiver – aller-

1 Jo Groebel/Uli Gleich: Gewaltprofil des deutschen Fernsehprogramms. Eine Analyse des Angebots privater und öffentlich-rechtlicher Sender. Opladen 1993

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2000-1-121 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY